

stehen GPU und die Kommunistische Internationale. Etwas ist von der früheren Politik zurückgeblieben — infolge des Trägheitsgesetzes. Aber je länger, desto mehr wird sie ausgeräuchert. Alles wurde brutaler und zynischer. Niemand im Westen hegt noch Illusionen über das wahre Gesicht der Sowjetmacht. Die Hoffnungen auf die Möglichkeit einer Evolution und auf die Möglichkeit einer geschäftlichen und kulturellen, dann vielleicht auch einer politischen Annäherung an sie, sind geschwunden. Vielleicht nur die unbedenklichen „Realpolitiker“ versuchen noch, den einen oder anderen Vorteil zu erlangen. Nicht darauf kommt es aber an. Die Hauptsache ist, daß hinter der ganzen Außenpolitik von heute gar kein Ziel mehr liegt. Die Weltrevolution? Der Aufstand der „Arbeiter und Bauern“? Dazu braucht man kein Außenministerium. Und allmählich verwandeln sich die diplomatischen Vertretungen des Sowjetverbandes im Ausland in formelle Verhüllungen der Unterminierarbeit der Komintern und der GPU. Das einzige, was man jetzt vom Leiter der Außenpolitik verlangt, ist: die Spuren verwischen können, im Notfall zu lügen, im Notfall zu liebedienern. Wozu dann Tschitscherin?

Auch in früheren Zeiten, schon nach dem Tode Lenins, als GPU und Komintern begannen, in der Auslandsarbeit eine große, nicht nebensächliche, sondern selbständige, oft tonangebende Rolle zu spielen, und als die von Tschitscherin fein zusammengefügte Kombinationen scheiterten, zu den entgegengesetzten Resultaten führten — versuchte er zu protestieren. Er war aber kein Mann der Lebensenergie. Das, was seine Stärke beim Ausarbeiten politischer Pläne bildete, war seine Schwäche, wenn diese Pläne mit dem Leben zusammenstießen. Tschitscherin verstand es nicht, auf etwas zu bestehen, sein Recht durchzusetzen. Wenn seine Pläne unter dem Druck feindlicher Einflüsse ins Wanken gerieten, verlor er den Kopf. Er rannte sinnlos umher, wie ein Huhn, das sich vor einem Auto rettet. Er jammerte, war launisch, verfluchte alle und alles, schließlich aber stellte er sich krank, legte sich hin, in den Plaid gehüllt — und wartete. Er wartete, wie alle im Leben hilflosen Menschen, daß ein Wunder geschehe, daß jemand komme, dessen starker Wille seine schwache Seele nehmen und sie auf einen echten, dornenfreien Weg retten sollte. Niemand aber kam. Der Mensch, der ihn verstanden und unterstützt hatte, war gestorben. Den neuen Männern paßte er nicht. Man hörte ihm herablassend zu, wenn er sich ereiferte, hysterisch einen Gedanken begründete, der den Bestimmungen der „Instanz“ zuwiderlief, und dann . . . wurde ein entgegengesetzter Beschluß gefaßt. Schließlich erkrankte Tschitscherin wirklich.

Eine Zeitlang bekam Tschitscherin keine Zeitungen. In äußerster Arregung stürzte er zu seinem Sekretär: „Ich verstehe nicht . . . Erstaunliche Zustände. Ein Staatsmann des sechsten Teiles des Erdballs — und kann die für ihn wichtigen Zeitungen nicht bekommen!“

Darüber wurde dann gelacht . . . besonders über den Ausdruck: Staatsmann. Es war aber eigentlich nicht zum Lachen, wenn man die anekdotischen Umstände entfernt und den Gedanken richtig erfaßt. Weil in der Gestalt Tschitscherins einer der wirklichen Staatsmänner der Leninschen Epoche von der politischen Bühne verschwindet.

*(Deutsch von Josef Melnik)*